
Prüfungsteilnehmer	Prüfungstermin	Einzelprüfungsnummer
--------------------	----------------	----------------------

Kennzahl: _____

Herbst

Kennwort: _____

42315

2005

Arbeitsplatz-Nr.: _____

Erste Staatsprüfung für ein Lehramt an öffentlichen Schulen

- Prüfungsaufgaben -

Fach: **Deutsch (Unterrichtsfach)**

Einzelprüfung: **Neuere deutsche Literaturwissenschaft**

Anzahl der gestellten Themen (Aufgaben): 8

Anzahl der Druckseiten dieser Vorlage: 10

Thema Nr. 1

Beschreiben Sie das Verhältnis von Dichtung und Musik an drei Beispielen Ihrer Wahl, die aus unterschiedlichen Epochen stammen!

Thema Nr. 2

Künstlergestalten in Roman und Erzählung vom 18. bis ins 20. Jahrhundert: Stellen Sie ihre Problematik und Bedeutung an bis zu drei Beispielen Ihrer Wahl dar!

Thema Nr. 3

Erläutern Sie die konstitutiven Aspekte des Bildungsromans am Beispiel von Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“!

Thema Nr. 4

Zeigen und diskutieren Sie Züge der Moderne in Franz Kafkas Roman „Das Schloss“!

Thema Nr. 5

Interpretieren Sie diese beiden programmatischen Sonette! Gehen Sie dabei auch auf die Geschichte der deutschen Sonettichtung ein!

JOHANN WOLFGANG GOETHE

Das Sonett

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben
 Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
 Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
 Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.

- 5 Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
 Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
 Und wie sie sich denn auch gebärden mögen,
 Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.
- 10 So möcht ich selbst in künstlichen Sonetten,
 In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
 Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;
 Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
 Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze
 Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

(wohl um 1800 entstanden)

- 15 Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
 Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
 Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
 Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
- 20 Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
 Und wenn wir erst in abgemeßnen Stunden
 Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
 Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.
- 25 So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
 Vergebens werden ungebundne Geister
 Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
 Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
 In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
 Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

(1802 entstanden)

Thema Nr. 6

Analysieren Sie den Anfang von Theodor Storms »Der Schimmelreiter« und setzen Sie ihn, unter besonderer Berücksichtigung der erzähltechnischen Strategie und der phantastischen Elemente, in Bezug zum Gesamttext!

Was ich zu berichten beabsichtige, ist mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hause meiner Urgroßmutter, der alten Frau Senator Feddersen, kundgeworden, während ich, an ihrem Lehnstuhl sitzend, mich mit dem Lesen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitschriftenheftes beschäftigte; ich vermag mich nicht mehr zu entsinnen, ob von den »Leipziger« oder von »Pappes Hamburger Lesefrüchten«. Noch fühl ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen mitunter liebkosend über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. Sie selbst und jene Zeit sind längst begraben; vergebens auch habe ich seitdem jenen Blättern nachgeforscht, und ich kann daher um so weniger weder die Wahrheit der Tatsachen verbürgen, als, wenn jemand sie bestreiten wollte, dafür aufstehen; nur so viel kann ich versichern, daß ich sie seit jener Zeit, obgleich sie durch keinen äußeren Anlaß in mir aufs neue belebt wurden, niemals aus dem Gedächtnis verloren habe.

Es war im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, an einem Oktobernachmittag – so begann der damalige Erzähler –, als ich bei starkem Unwetter auf einem nordfriesischen Deich entlangritt. Zur Linken hatte ich jetzt schon seit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marsch, zur Rechten, und zwar in unbehaglichster Nähe, das Wattenmeer der Nordsee; zwar sollte man vom Deiche aus auf Halligen und Inseln sehen können; aber ich sah nichts als die gelbgrauen Wellen, die unaufhörlich wie mit Wutgebrüll an den Deich hinaufschlugen und mitunter mich und das Pferd mit schmutzigem Schaum bespritzten; dahinter wüste Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden ließ; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe stand, war meist von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verkommenen Hände konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möwen, die sich fortwährend krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hineintreiben ließen. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und schon konnte ich nicht mehr mit Sicherheit die Hufen meines Pferdes erkennen; keine Menschenseele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Geschrei der Vögel, wenn sie mich oder meine treue Stute fast mit den langen Flügeln streiften, und das Toben von Wind und Wasser. Ich leugne nicht, ich wünschte mich mitunter in sicheres Quartier.

Das Wetter dauerte jetzt in den dritten Tag, und ich hatte mich schon über Gebühr von einem mir besonders lieben Verwandten auf seinem Hofe halten lassen, den er in einer der nördlicheren Harden besaß. Heute aber ging es nicht länger; ich hatte Geschäfte in der Stadt, die auch jetzt wohl noch ein paar Stunden weit nach Süden vor mir lag, und trotz aller Überredungskünste des Veters und seiner lieben Frau, trotz der schönen selbstgezogenen Perinette- und Grand-Richard-Äpfel, die noch zu probieren waren, am Nachmittag war ich davongekommen. »Wart nur, bis du

ans Meer kommst«, hatte er noch an seiner Haustür mir nachgerufen: »du kehrest noch wieder um; dein Zimmer wird dir vorbehalten!«

Und wirklich, einen Augenblick, als eine schwarze Wolkenschicht es pechfinster um mich machte und gleichzeitig die heulenden Böen mich samt meiner Stute vom Deich herabzudrängen suchten, fuhr es mir wohl durch den Kopf: 'Sei kein Narr! Kehre um und setz dich zu deinen Freunden ins warme Nest.' Dann aber fiel's mir ein, der Weg zurück war wohl noch länger als der nach meinem Reiseziel; und so trabte ich weiter, den Kragen meines Mantels um die Ohren ziehend.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein karges Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Gestalt zu erkennen, und bald, da sie näher kam, sah ich es, sie saß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen sahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an.

Wer war das? Was wollte der? – Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufschlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren!

In Gedanken darüber ritt ich weiter, aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken, schon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als streifte mich der fliegende Mantel, und die Erscheinung war, wie das erste Mal, lautlos an mir vorübergestoben. Dann sah ich sie fern und ferner vor mir; dann war's, als säh ich plötzlich ihren Schatten an der Binnenseite des Deiches hinuntergehen.

Etwas zögernd ritt ich hinterdrein. Als ich jene Stelle erreicht hatte, sah ich hart am Deich im Kooge unten das Wasser einer großen Wehle blinken – so nennen sie dort die Brüche, welche von den Sturmfluten in das Land gerissen werden und die dann meist als kleine, aber tiefgründige Teiche stehen bleiben.

Das Wasser war, trotz des schützenden Deiches, auffallend bewegt; der Reiter konnte es nicht getrübt haben; ich sah nichts weiter von ihm. Aber ein anderes sah ich, das ich mit Freuden jetzt begrüßte: vor mir, von unten aus dem Kooge, schimmerten eine Menge zerstreuter Lichtscheine zu mir herauf; sie schienen aus jenen langgestreckten friesischen Häusern zu kommen, die vereinzelt auf mehr oder minder hohen Werften lagen; dicht vor mir aber auf halber Höhe des Binnendeiches lag ein großes Haus derselben Art; an der Südseite, rechts von der Haustür, sah ich alle Fenster erleuchtet; dahinter gewahrte ich Menschen und glaubte trotz des Sturmes sie zu hören. [...]

Zitatquelle: Theodor Storm, *Der Schimmelreiter*. In: Digitale Bibliothek: Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka. Hrsg. von Mathias Bertram. Berlin 2000. S.160.280-160.284.

Thema Nr. 7

Arthur Schnitzler: *Reigen. Zehn Dialoge* (1903)

Ordnen Sie den Szenenausschnitt in den Textzusammenhang ein und analysieren Sie ihn in Hinblick auf Anlage der Figuren, Sprachlichkeit, Raumgestaltung und Handlungsführung. Erörtern Sie auf dieser Basis die Gesamtanlage von Schnitzlers *Reigen* und unternehmen Sie eine Gattungsbestimmung. Diskutieren Sie vor diesem Hintergrund schließlich die beiden Rezeptionsdokumente zur Wiener Uraufführung (1921). Beziehen Sie dabei auch den literaturgeschichtlichen Kontext ein, in dem die hier abgedruckte frühere Textfassung ursprünglich stand.

Quellennachweise:

Text A: Arthur Schnitzler. *Reigen. Zehn Dialoge*. Nachdruck der Erstausgabe von 1903. Hrsg. v. Joseph Kiermeier-Debre. München 2004.

Text B: Aus: Alfred Pfoser, Kristina Pfoser-Schewig, Gerhard Renner (Hrsg.): Schnitzlers *>Reigen<*. *Zehn Dialoge und ihre Skandalgeschichte. Analysen und Dokumente*. Bd. 1: Der Skandal. Frankfurt a. M. 1993, S.46f.

Text C: Ebd., S. 337.

Text A: *Reigen. Zehn Dialoge* (3. Szene):

Das Stubenmädchen und der junge Herr

Heißer Sommernachmittag. - Die Eltern sind schon auf dem Lande. - Die Köchin hat Ausgang. - Das Stubenmädchen schreibt in der Küche einen Brief an den Soldaten, der ihr Geliebter ist. Es klingelt aus dem Zimmer des jungen Herrn. Sie steht auf und geht ins Zimmer des jungen Herrn.

Der junge Herr liegt auf dem Diwan, raucht und liest einen französischen Roman.

Das Stubenmädchen Bitt' schön junger Herr?

Der junge Herr Ah ja, Marie, ah ja, ich hab' geläutet, ja... was hab' ich nur... ja richtig, die Rouletten lassen S' herunter, Marie... Es ist kühler, wenn die Rouletten unten sind... ja...

Das Stubenmädchen geht zum Fenster und läßt die Rouletten herunter.

Der junge Herr liest weiter Was machen S' denn, Marie? Ah ja. Jetzt sieht man aber gar nichts zum Lesen.

Das Stubenmädchen Der junge Herr ist halt immer so fleißig.

Der junge Herr überhört das vornehm So, ist gut.

Marie geht.

Der junge Herr versucht weiter zu lesen; läßt bald das Buch fallen, klingelt wieder.

Das Stubenmädchen erscheint.

Der junge Herr Sie, Marie... ja, was ich habe sagen wollen... ja., ist vielleicht ein Cognac zu Haus?

Das Stubenmädchen Ja, der wird eingesperrt sein.

Der junge Herr Na, wer hat denn die Schlüssel?

Das Stubenmädchen Die Schlüssel hat die Lini.

Der junge Herr Wer ist die Lini?

Das Stubenmädchen Die Köchin, Herr Alfred.

Der junge Herr Na, so sagen S' es halt der Lini.

Das Stubenmädchen ja, die Lini hat heut Ausgang.

Der junge Herr So...

Das Stubenmädchen Soll ich dem jungen Herrn vielleicht aus dem Kaffeehaus...

Fortsetzung nächste Seite!

Der junge Herr Ah nein... es ist so heiß genug. Ich brauch' keinen Cognac. Wissen S', Marie, bringen Sie mir ein Glas Wasser. Pst, Marie - aber laufen lassen, daß es recht kalt ist. -

Das Stubenmädchen ab.

Der junge Herr *sieht ihr nach, bei der Tür wendet sich das Stubenmädchen nach ihm um; der junge Herr schaut in die Luft. — Das*

Stubenmädchen dreht den Hahn der Wasserleitung auf, läßt das Wasser laufen. Währenddem geht sie in ihr kleines Kabinett, wäscht sich die

Hände, richtet vor dem Spiegel ihre Schneckerln. Dann bringt sie dem jungen Herrn das Glas Wasser. Sie tritt zum Diwan.

Der junge Herr *richtet sich zur Hälfte auf, das Stubenmädchen gibt ihm das Glas in die Hand, ihre Finger berühren sich.*

Der junge Herr So, danke. - Na, was ist denn? - Geben Sie acht; stellen Sie das Glas wieder auf die Tasse... *Er legt sich hin und streckt sich aus* Wie spät ist's denn? -

Das Stubenmädchen Fünf Uhr, junger Herr.

Der junge Herr So, fünf Uhr. - Ist gut. -

Das Stubenmädchen *geht; bei der Tür wendet sie sich um; der junge Herr hat ihr nachgeschaut; sie merkt es und lächelt.*

Der junge Herr *bleibt eine Weile liegen, dann steht er plötzlich auf. Er geht bis zur Tür, wieder zurück legt sich auf den Diwan. Er versucht wieder zu lesen. Nach ein paar Minuten klingelt er wieder.*

Das Stubenmädchen *erscheint mit einem Lächeln, das sie nicht zu verbergen sucht.*

Der junge Herr Sie, Marie, was ich Sie hab' fragen wollen. War heut vormittag nicht der Doktor Schüller da?

Das Stubenmädchen Nein, heut vormittag war niemand da.

Der junge Herr So, das ist merkwürdig. Also der Doktor Schüller war nicht da? Kennen Sie überhaupt den Doktor Schüller?

Das Stubenmädchen Freilich. Das ist der große Herr mit dem schwarzen Vollbart.

Der junge Herr Ja. War er vielleicht doch da?

Das Stubenmädchen Nein, es war niemand da, junger Herr.

Der junge Herr *entschlossen* Kommen Sie her, Marie.

Das Stubenmädchen *tritt etwas näher* Bitt' schön.

Der junge Herr Näher... so... ah... ich hab' nur geglaubt...

Das Stubenmädchen Was haben der junge Herr?

Der junge Herr Geglaubt... geglaubt hab' ich - Nur wegen Ihrer Blusen... Was ist das für eine... Na, kommen S' nur näher. Ich beiß' Sie ja nicht.

Das Stubenmädchen *kommt zu ihm* Was ist mit meiner Blusen? G'fällt sie dem jungen Herrn nicht?

Der junge Herr *faßt die Bluse an, wobei er das Stubenmädchen zu sich herabzieht* Blau? Das ist ganz ein schönes Blau. *Einfach* Sie sind sehr nett angezogen, Marie.

Das Stubenmädchen Aber junger Herr...

Der junge Herr Na, was ist denn?... *Er hat ihre Bluse geöffnet. Sachlich* Sie haben eine schöne weiße Haut, Marie.

Das Stubenmädchen Der junge Herr tut mir schmeicheln.

Der junge Herr *küßt sie auf die Brust* Das kann doch nicht weh tun.

Das Stubenmädchen O nein.

Der junge Herr Weil Sie so seufzen! Warum seufzen Sie denn?

Das Stubenmädchen Oh, Herr Alfred...

Der junge Herr Und was Sie für nette Pantoffeln haben...

Das Stubenmädchen ... Aber... junger Herr... wenn's draußen läut' -

Der junge Herr Wer wird denn jetzt läuten?

Das Stubenmädchen Aber junger Herr... schau'n S'... es ist so licht...

Der junge Herr Vor mir brauchen Sie sich nicht zu genieren. Sie brauchen sich überhaupt vor niemandem wenn man so hübsch ist. Ja, meiner Seel'; Marie, Sie sind... Wissen Sie, Ihre Haare riechen sogar angenehm.

Das Stubenmädchen Herr Alfred...

Der junge Herr Machen Sie keine solchen Geschichten, Marie... ich hab' Sie schon anders auch geseh'n. Wie ich neulich in der Nacht nach Haus gekommen bin und mir Wasser geholt hab'; da ist die Tür zu Ihrem Zimmer offen gewesen... na..

Das Stubenmädchen *verbirgt ihr Gesicht* O Gott, aber das hab' ich gar nicht gewußt, daß der Herr Alfred so schlimm sein kann.

Der junge Herr Da hab' ich sehr viel gesehen... das und das... und das... und -

Das Stubenmädchen Aber, Herr Alfred!

Der junge Herr Komm, komm... daher... so, ja so...

Das Stubenmädchen Aber wenn jetzt wer läutet -

Der junge Herr Jetzt hören Sie schon einmal auf... macht man höchstens nicht auf..

Es klingelt.

Der junge Herr Donnerwetter Und was der Kerl für einen Lärm macht. - Am End' hat der schon früher geläutet, und wir haben's nicht gemerkt.

Das Stubenmädchen Oh, ich hab' alleweil aufgepaßt.

Der junge Herr Na, so schau'n S' endlich nach - durchs Guckerl. -

Das Stubenmädchen Herr Alfred... Sie sind aber... nein... so schlimm.

Der junge Herr Bitt' Sie, schau'n S'jetzt nach...

Das Stubenmädchen *geht ab.*

Der junge Herr *öffnet rasch die Rouleaux.*

Das Stubenmädchen *erscheint wieder* Der ist jedenfalls schon wieder weggegangen. Jetzt ist niemand mehr da. Vielleicht ist es der Doktor Schüller gewesen.

Der junge Herr *ist unangenehm berührt* Es ist gut.

Das Stubenmädchen *nähert sich ihm.*

Der junge Herr *entzieht sich ihr* - Sie, Marie, - ich geh' jetzt ins Kaffeehaus.

Das Stubenmädchen *zärtlich* Schon... Herr Alfred.

Der junge Herr *streng* Ich geh' jetzt ins Kaffeehaus. Wenn der Doktor Schüller kommen sollte...

Das Stubenmädchen Der kommt heut nimmer.

Der junge Herr *noch strenger* Wenn der Doktor Schüller kommen sollte, ich, ich... ich bin - im Kaffeehaus. - *Geht ins andere Zimmer.*

Das Stubenmädchen nimmt eine Zigarre vom Rauchtisch, steckt sie ein und geht ab.

Dokumente zur ersten Wiener Aufführung an den Kammerspielen des Deutschen Volkstheaters am 1.2.1921

Text B:

[Hans] B[rocka]: *Reigen*.
 In: Die Reichspost (Wien), 1. Februar 1921 .

[...]

Es fällt einigermaßen schwer, dieser wahrhaftigen Schandtat gegenüber, die sich da ein Wiener Theater leistet, kühles Blut zu bewahren. Unter den traurigen Verfallserscheinungen, welche die Abwärtsbewegung der neumodischen »Theaterkultur« kennzeichnen, bedeutet diese Aufführung des *Reigen* den bisher tiefsten Tiefstand. Das alte Wort, daß alles schon dagewesen sei, wird hier Lügen gestraft. So was war noch nicht da. Diesen 1. Februar 1921, diesen Tag, an dem es eine Wiener Bühne ungestraft wagen durfte, sich zum Schauplatze geilster pornographischer Literatur zu machen, den müssen wir uns gut merken. An diesen Tag werden wir die Behörden erinnern, wenn sie über den fortschreitenden Sittenverfall klagen. Wenn man in den Theatern solche Hochschulen für Schmutz und Laster duldet, dann darf man sich eben über die Folgen nicht wundern, dann darf man nicht lamentieren, daß die Razzien in den Stundenhotels immer traurigere Ergebnisse liefern, dann dürfen unsere Herren Volksrichter nicht betreten die Köpfe schütteln über die ganz unglaublichen Kriminalfälle, die ihnen zu schaffen geben, dann muß man die Abteilungen für Geschlechtskranke in den Spitälern freilich vergrößern. Nach der Polizei, nach dem Zensor zu schreien, gilt gemeinhin als übles Zeichen von Rückständigkeit. Nun denn, wir haben schon den Mut, so rückständig zu sein. Wir tun es mit Stolz und im vollen Bewußtsein unserer Verantwortung. Wir verlangen von den Behörden, die uns ja auch vor dem Umsichgreifen einer Pest zu behüten die Pflicht haben, daß sie dieser volksvergiftenden Schmach sofort ein Ende bereiten.

[...]

Text C:

[Auszug aus:] Massenversammlung der Wiener Katholiken in der Volkshalle. Die drei Aufgaben des Volksbundes. - Unser Oberhirt über den Volksbund. Nationalrat Dr. Seipel über den Reigen-Skandal. In: Die Reichspost (Wien), 14. Februar 1921.

Abg. Prof. Dr. Seipel führte u. a. aus:

Nicht nur in unserem Vaterlande, sondern auch in anderen Teilen der Welt, besonders nach dem Kriege und dem Umsturz, müssen wir die merkwürdige Beobachtung machen, daß es eine Oberzahl von Katholiken gibt, dennoch aber von manchen, die durch irgendwelche Wendungen des Schicksals die Macht in die Hand bekommen haben, so getan wird, als wären die Katholiken eigentlich eine Minderheit, über die man brutal hinweggehen könne. Wir haben gerade in den letzten Wochen und Tagen hier in unserer Stadt wieder ein Beispiel davon erlebt, das uns, wenn wir daran denken, das Blut in Wallung bringen muß. Sie wissen, worauf ich anspiele:

Das sittliche Empfinden unseres bodenständigen christlichen Volkes wird fortgesetzt aufs schwerste verletzt durch die Aufführung eines Schmutzstückes aus der Feder eines jüdischen Autors.

[...]

Thema Nr. 8

Interpretieren Sie Georg Heyms „Ophelia“ vom November 1910! Gehen Sie dabei auch auf literarhistorische und epochale Hintergründe ein!

Quelle: Georg Heym: Dichtungen und Schriften. Gesamtausgabe. Hg. v. Karl Ludwig Schneider. Bd. 1: Lyrik. [Hamburg] 1964. S. 160-162.

OPHELIA

I

Im Haar ein Nest von jungen Wasserratten,
 Und die beringten Hände auf der Flut
 Wie Flossen, also treibt sie durch den Schatten
 Des großen Urwalds, der im Wasser ruht.

Die letzte Sonne, die im Dunkel irrt,
 Versenkt sich tief in ihres Hirnes Schrein.
 Warum sie starb? Warum sie so allein
 Im Wasser treibt, das Farn und Kraut verwirrt?

Im dichten Röhricht steht der Wind. Er scheucht
 Wie eine Hand die Fledermäuse auf.
 Mit dunklem Fittich, von dem Wasser feucht
 Stehn sie wie Rauch im dunklen Wasserlauf,

Wie Nachtgewölk. Ein langer, weißer Aal
 Schlüpft über ihre Brust. Ein Glühwurm scheint
 Auf ihrer Stirn. Und eine Weide weint
 Das Laub auf sie und ihre stumme Qual.

II

Korn. Saaten. Und des Mittags roter Schweiß.
 Der Felder gelbe Winde schlafen still.
 Sie kommt, ein Vogel, der entschlafen will.
 Der Schwäne Fittich überdacht sie weiß.

Die blauen Lider schatten sanft herab.
 Und bei der Sensen blanken Melodien
 Träumt sie von eines Kusses Karmin
 Den ewigen Traum in ihrem ewigen Grab.

Vorbei, vorbei. Wo an das Ufer dröhnt
 Der Schall der Städte. Wo durch Dämme zwingt
 Der weiße Strom. Der Widerhall erklingt
 Mit weitem Echo. Wo herunter tönt

Hall voller Straßen. Glocken und Geläut.
 Maschinenkreischen. Kampf. Wo westlich droht
 In blinde Scheiben dumpfes Abendrot,
 In dem ein Kran mit Riesenarmen dräut,

Mit schwarzer Stirn, ein mächtiger Tyrann,
 Ein Moloch, drum die schwarzen Knechte knien.
 Last schwerer Brücken, die darüber ziehn
 Wie Ketten auf dem Strom, und harter Bann.

Unsichtbar schwimmt sie in der Flut Geleit.
 Doch wo sie treibt, jagt weit den Menschenschwarm
 Mit großem Fittich auf ein dunkler Harm,
 Der schattet über beide Ufer breit.

Vorbei, vorbei. Da sich dem Dunkel weicht
 Der westlich hohe Tag des Sommers spät,
 Wo in dem Dunkelgrün der Wiesen steht
 Des fernen Abends zarte Müdigkeit.

Der Strom trägt weit sie fort, die untertaucht,
 Durch manchen Winters trauervollen Port.
 Die Zeit hinab. Durch Ewigkeiten fort,
 Davon der Horizont wie Feuer raucht.